

Predigt zum 3. Fastensonntag (C), 19./20.03.22 & Hl. Josef & Hungertuch „Wi(e)der-Stehen“  
Ex 3, 1–8a.10.13–15; Lk 13, 1–9

Liebe Schwestern und Brüder,

die Lesung war mal wieder zu kurz. OK, das ist Geschmackssache. Wären wir noch ein bisschen bei Moses geblieben und hätten ihm zugeschaut und zugehört, hätten wir wieder mitbekommen, wie lange er dann doch gezögert hat, die neue Aufgabe anzunehmen. Ahnte er, dass es viel unproblematischer wäre, alles zu belassen, wie es ist? Wir wissen, dass darauf ein langer Weg folgte, auf dem es viele erfüllte Hoffnungen aber auch zahlreiche Enttäuschungen gab – für alle Beteiligten, auch für Gott. Auf diese Geschichte, nicht nur auf die 40 Jahre Wüstenwanderung, sondern auf die ganze Geschichte blickt Jesus zurück und erzählt das Gleichnis vom Feigenbaum, der keine Früchte trägt. Zugegeben, Gott hat tatsächlich viel Geduld bewiesen und riskiert sogar noch eine Verlängerung – so wie der Mann im Gleichnis und sein Weingärtner. Aber Gottes Versprechen "Ich bin der 'Ich-bin-da'", „ich bin bei Euch, ich gehe mit Euch“ hat offenbar zu guter Letzt doch seinen Preis.

Wir könnten diese Geschichte abhaken, wenn die Christen sich nicht früh schon als „neues Israel“ gedeutet hätten. Heute hieße das wahrscheinlich: „Israel 2.0 – jetzt wird’s global!“. Nun haben wir als Christenheit 2000 Jahre eigene Geschichte hinter uns. Oft war es eine Geschichte der Abgrenzung vom biblischen Israel; langsam entdecken wir es nun doch als älteren Bruder wieder. Mit dieser Wiederentdeckung verbinde ich auch eine doppelte Einsicht: 1. Unsere Geschichte ist genauso durchwachsen wie jene, auf die Jesus zurückblickt: Kein leuchtendes Vorbild, Opportunismus gegenüber kulturellen Gewohnheiten und politischen Interessen, faule Kompromisse, Widerstand gegen Gottes erklärten Willen und Verstoß gegen seine Gebote, Gottvergessenheit und Menschenverachtung. 2. Eine solche Bilanz ist unfair, wenn sie tut, als sei das alles. Das war schon damals so. War Israel und ist die Christenheit bis heute – beide zusammen geschätzt weit über 3000 Jahre – so fruchtlos wie es das Bild vom Feigenbaum beklagt? War da nicht manch frommes Bemühen, Gottes Willen zu tun? Ernsthaft, mit Ausdauer, ja, Lebenshingabe... War nicht manches davon auch wirksam, heilsam? Ist nicht viel Gutes daraus entstanden an Sorge umeinander, um Leben und Gesundheit, geistige und geistliche Bildung so vieler Menschen auch über die eigene kleine Gemeinschaft hinaus? Der Vergleich mit anderen Kulturen und Religionen zeigt: Das ist nicht selbstverständlich, sich um Menschen zu kümmern, die nicht zur eigenen Sippe gehören, um Witwen und Waisen und die Fremden, wie es schon im AT heißt, um jene, die Gewalt und Unterdrückung erleiden, um Alte und Kranke, um Kinder und Jugendliche, um die Armen...

Oder ist das alles nichts wert? Sicher, Jesus will provozieren, zuspitzen, anspornen. Aber ich höre da auch Ungeduld, Ärger, ja, Zorn. Das Bild vom Feigenbaum ist da wenig hilfreich. Es geht doch nicht um Obst! Was genau vermisst der Herr des Weinbergs? Was erwartet er von seinem Volk damals und heute für seine Sorge und sein Bei-uns-Sein?

Und während mir das Bild – Baum, Frucht und Gärtner – gerade zu eng wird, fällt mir der Hl. Josef ein, den uns heute der Heiligenkalender nahelegt: Was erwartet einer, der immer da ist, sich täglich sorgt und müht um andere, wie Josef das tut? Und ich denke an das Leuchten in den Augen von Eltern, wenn jemand ihre Kinder erlebt und sagt: „Ja, da sieht man doch: ganz der Vater“ oder „ganz die Mutter“. Das gilt umso mehr, wenn es dabei nicht um originelle Hobbies und kuriose Angewohnheiten, Gesten und Redewendungen geht, sondern um Grundsätzliches: Lebensweise, Haltung, Überzeugungen, Denkweise. Lehrkräfte dürften das auch kennen und ich selbst auch, wenn uns jemand über junge Menschen, die wir begleiten durften, sagt: „Die redet schon genau wie Du!“ oder sie selbst sagen, schon erwachsen geworden: „Ich weiß ja, von wem der das gelernt habe.“ Vielleicht konnte sich Josef über solche Prägungen bei Jesus freuen, eine Bestätigung für seine väterliche Sorge, sein Da-Sein. Zugleich erweist er sich damit aber als einer, der sich ebenso hat prägen lassen. Josef erkennt im Hinhören auf Gott Muster, lernt aus dessen Da-Sein, ahmt es nach: so leise, so diskret - und so entschlossen. Hier hat diese Nähe abgefärbt, Frucht gebracht, hat ihn stark gemacht, das Richtige zu erkennen, das Notwendige zu tun, da zu sein für andere, wenn es an der Zeit ist.

Ja, so stelle ich mir Jesu Ungeduld vor, Gottes Sehnsucht, so mag der Ich-bin-da, schauen, ob dieses Da-Sein denn Spuren hinterlassen, abgefärbt hat auf seine Kinder, eine wachsende Ähnlichkeit mit ihm bei uns zu entdecken ist. Wie das dann konkret aussieht, kann durchaus unterschiedlich sein. Josef hat nicht die Möglichkeiten zum großen Widerstand, zum Kampf gegen das Böse. Das mag zu anderen Zeiten und für andere Menschen der entsprechende Weg sein, wie das Hungertuch deutet mit Blick auf die Situation in Chile. Josef kämpft nicht gegen die römische Besatzung und Moses nicht gegen die Sklaverei an sich. Aber was tun wir eigentlich gegen moderne Sklaverei? Da gäbe es Möglichkeiten... Wie Moses damals zettelt Josef keinen Auf-stand an, sondern einen Auf-bruch, ganz kleinformig alledings, einen klugen Rückzug zunächst, um seine Familie zu schützen und in dem Sinne eher konservativ, bewahrend, als revolutionär – und wir können heute an die Familien denken, die aus der Ukraine flüchten und aus vielen anderen Ländern und Heimatorten.

Ich denke, in jedem Fall gilt es, das Wesentliche zu erkennen, Gott immer ähnlicher zu werden im „Da-Sein-für“. Es gilt, dem Drang des „Nur-Ich“ zu widerstehen, das möglichst

deutliche Grenzen ziehen will zu „den Anderen“, wie es die Fragesteller vorhin im Evangelium versuchen. Und dann beginnt für Sie und mich die mühsame Übersetzung des „Da-Sein-für“, damit diese Früchte den ganz persönlichen Geschmack unseres Lebens und unserer Zeit bekommen. Amen.

(© Dr. Ludger Kaulig, Pfarrer – Es gilt das gesprochene Wort.)